80 mm

Einsatzveteranen der Bundeswehr

EIN PROJEKT VON ROMAN BRACHT

Dieses Buch ist unseren Mitbürgern gewidmet, die alle Kraft dafür aufwenden müssen, um ihr Leid noch einen weiteren Tag ertragen zu können...

...und meinem Vater, der sein halbes Leben mit dem Versuch verbrachte, das Kriegstrauma seines Vaters zu verarbeiten.

80mm

Fotoarbeiten: Roman Bracht
Texte: Protagonisten & Roman Bracht

Vierte Auflage
Auflage: 50 Stück

Fotos, Layout: www.bracht-fotografie.de

ISBN: 978-3-00-064266-1

Inhalt

Vorwort 9
Angela Kekez 14
Bernhard Drescher 20
Björn Schreiber 28
Christophe Böckling 34
Claus Junger 40
Daniel Kehring 46
David Hallbauer 52
Detlef Förster 58
In Gedenken 66
Jan Wollny 68
Jane Otto 74
Jenni Bruns 80
Dr Jens Oswald 86
Klaus Bretschneider 92
Matze Ihle 98
Philipp Küppers 106
Sebastian Nitsche 112
Sven Günther 118
Sylvio Schein 122
Thomas Hecken 128
Timo Küppers 136
Das Ehrenmal der Bundeswehr 142
Wald der Erinnerungen 148

Vorwort

Im Laufe meiner achtjährigen Dienstzeit bei der Bundeswehr und während der Gespräche, die ich im Rahmen dieses Projektes geführt habe, konnte ich einen deutlichen Unmut über die mangelnde Aufarbeitung von Auslandseinsätzen sowie die fehlende Anerkennung gegenüber Einsatzveteranen wahrnehmen. Hier besteht auf Ebene der Politik und der Bundeswehr, aber auch in der Zivilgesellschaft einiges an Nachholbedarf.

Seit 1992 sind Bundeswehrsoldaten weltweit an Auslandseinsätzen beteiligt. Gegenwärtig (Stand 2019) gibt es ca. 430.000 Einsatzveteranen, über die Anzahl der Erkrankten bestehen unterschiedliche Aussagen. Nachweislich wissen einige Politiker nicht immer, wofür sie stimmen und auch nicht, wie viele Bundeswehrsoldaten sich im Auslandseinsatz befinden. Was aber deutliche innenpolitischen Konsequenzen nach sich zieht, ist die fehlende politische Verantwortung gegenüber denen, die aus dem Einsatz zurückkommen. Politisch wird die Akzeptanz gegenüber Einsatzveteranen (fast) nicht vorgelebt. Auch innerhalb der Bundeswehr scheint ein Verständnis für die Bedürfnisse der Einsatzveteranen nicht selbstverständlich zu sein.

Eine offene Diskussions- und Verständniskultur wäre meiner Meinung nach eine Grundvoraussetzung dafür, die Einsatzrückkehrer wieder in die Mitte unserer Gesellschaft zu integrieren.

Das gilt auch für die Truppe innerhalb der Bundeswehr. Aus eigener Erfahrung wird gerade in den Kampfeinheiten dominierendes Schwarz/Weiß-Denken gewünscht und gepflegt - oft mit dem Argument, dass man nicht alles ausdiskutieren könne. Denkstrukturen aus Zeiten der Wehrpflicht gehen konträr mit dem “Arbeitgeber Bundeswehr”, der zukünftigen Generationen einen attraktiven Dienst bieten möchte, um wettbewerbsfähig bleiben zu können. Es ist ein Zwiespalt, in dem die Bundeswehr sich befindet, dem sie mit ihren für die Millennials Generation angepassten Werbemaßnahmen gegensteuert. Reinen Wein einschenken geht anders.

Den Missstand, dass Vorgesetzte ein Arbeitsklima vorleben, bei dem zum Beispiel ein “sich Öffnen” (z.B. bei PTBS Betroffenen) keinen Platz finden kann sowie die Tatsache, dass die Politik es nicht hinbekommt, geschlossen Taten folgen zu lassen für eine anerkennende Veteranen-Kultur, gilt es aufzubrechen. Eine zu begleichende Rechnung geht wohl auch an die Medien, allerdings ohne Hoffnung auf Änderung... Die Medien haben auch hier die Funktion und Verantwortung auf Missstände aufmerksam zu machen. Das machen sie auch, allerdings meist auf ihren eigenen Vorteil bedacht: bad news = good news sind wohl leider auch in Zukunft der Garant für Leserqouten und Likes. Verschenkte Aufmerksamkeit, die von wichtigeren Themen ablenkt.

Die generelle Ablehnung der Zivilgesellschaft dem Militarismus gegenüber sollte auf der emotionalen Ebene nicht mit unseren Einsatzveteranen verknüpft sein. Von Bürger zu Bürger (in Uniform) stelle ich mir eine offene Begegnung mit den Einsatzveteranen vor. Zusätzlich wünsche ich jedem Mitbürger, genau diese Begegnungen anzugehen. Es ist der direkte Weg, die Zivilgesellschaft für ein Umdenken einzuladen.

Welchen Preis zahlt eine Zivilgesellschaft für ein fehlendes Interesse an der Aufarbeitung?

Allein schon aus Eigeninteresse sollte sich die Zivilgesellschaft der Reintegration der über 430.000 Einsatzveteranen widmen. Auf finanzieller Ebene findet dies mittlerweile teilweise statt. Zum Beispiel werden für Einsatzveteranen sowie deren Angehörige (seit 2018) immer mehr Therapiemöglichkeiten und Therapieplätze angeboten. Der Erfahrungsaustausch auf bürgerlicher Ebene kommt allerdings deutlich zu kurz und damit werden Chancen für eine verantwortungsbewusste Aufarbeitung vergeben.

Bei einer unvollständigen Reintegration steigt außerdem das nicht abzuschätzende Risiko der Co-Traumen, die bis in die vierte Generation übertragbar sind und damit die Kosten für die Gesellschaft. Fälle von Co-Traumatisierungen von nahen Angehörigen, sei es der Partner oder das eigene Kind, gehen mir persönlich besonders nahe und werden zum Schutz der betroffenen Personen in diesem Buch weitestgehend nicht thematisiert.

Wozu das Projekt 80mm?

Es geht hier einzig und allein um die Menschen, die hinter den Einsätzen stehen. Diese gilt es anzuhören. Hierin sehe ich die beste Quelle, um gewissenhaft und nachhaltig die gesellschaftliche Aufgabe der Verarbeitung der Einsätze zu ermöglichen. Dies geht am glaubwürdigsten, in einem immer wieder anzustoßenden Diskurs aus der Zivilgesellschaft. Aus der Distanz heraus geht es um das Bewusstsein und Gewissen der Zivilgesellschaft.

Dieses Projekt soll ein Aufeinanderzugehen anstoßen, ein vorurteilsfreies Gegenübertreten zweier Subjekte. Als Objekte sahen und sehen sich Soldaten schon zu oft. Sei es aus Verwaltungs- Notwendigkeis- oder sonstigen Prozessen heraus. Solange sich Menschen gegenseitig wie Objekte behandeln oder sich zu Objekten ihrer Erwartungen, Bewertungen, Absichten, Ziele, Maßnahmen, Anordnungen oder ähnlichem machen, ist die Entfaltung der in diesen Menschen angelegten Potenziale unmöglich (frei nach Gerald Hüther).

Ich selbst bin überzeugt davon, dass ein Erfahrungsaustausch mit den Einsatzveteranen die glaubwürdige Grundlage schafft, um über nachfolgende Einsatzszenarien und Mandate diskutieren zu können.

Man bekommt eine Vorstellung davon, welchen Preis die Zivilgesellschaft für die Einsätze wirklich zahlt.

Durch eine Auseinandersetzung wird der fehlende Rückhalt der Zivilgesellschaft dem Militär gegenüber verständlicher und greifbarer. Ganz gleich, welche Gründe es für den jeweiligen Bürger für eine ablehnende Haltung gegenüber Soldaten gibt, basiert diese auf Unwissenheit und Desinteresse, so hat das bei dem Soldaten einen bitteren Beigeschmack auf seine Würde. Dem Soldaten, der für die demokratische Vielfalt (Werbeslogan der Bundeswehr: “Wir kämpfen auch dafür, dass du gegen uns sein kannst”) einsteht, fällt es folglich leichter, eine Ablehnung zu akzeptieren, die auf einer vorangegangenen Auseinandersetzung resultiert.

Zur Fotografie, zur Kunst.

Grundsätzlich ist es, vor allem bei der heutigen Flut an Bildern, ein natürlicher Prozess, Bilder zu bewerten und unterschiedlich anzuerkennen. Viele Fotos sind uns gleichgültig, einige erfüllen einen sehr funktionalen Zweck. Andere sprechen uns an, obwohl der Inhalt auf den ersten Blick mit unseren Interessen nicht verknüpft ist. Einige davon schaffen es also durch unsere inneren Filter, so dass wir sie als kulturelles Werk ansehen.

Dies ist Fotografen durchaus bewusst und bei meinem Schaffensprozess stellte ich mir oft die Frage, inwieweit meine Filter, meine Kunst, mein eigener kreativer und gestalterischer Anspruch Einfluss auf das Bild nehmen dürfen. Was darf ich? Wie weit darf ich gehen, ohne die Protagonisten dieses Buches zum Objekt meiner visuellen Vorstellungen zu machen?

Nebenbei bemerkt, ist die Quelle einer Fotografie nicht nur das Auge eines Fotografen. Es ist vor allem der Finger, der den Verschluss auslöst und über den einen Moment entscheidet, der festgehalten wird. Natürlich sind das Auge und der Finger in ständiger Kommunikation, mal überwiegt das eine, mal das andere.

Zur Kunst, den Eitelkeiten und anderen Problemchen

Natürlich wird die künstlerische Position ständig hinterfragt, was bis zu einem gewissen Grad motiviert und auch vor Fehlentscheidungen schützt. Eine der Weichen für dieses Buch, war die Entscheidung, auf eine äußerlich konzeptionelle künstlerische Herangehensweise zu verzichten, obwohl sie mir von renommierten Fotografen und Werbeleuten empfohlen wurde. Konträr zu meinen Erfahrungen aus dem Kunststudium (respektvolle Grüße an Prof. Carsten Gliese), folgte ich einem ungewöhnlichen Muster beim Schaffensprozess.

Bis auf wenige Ausnahmen, folgte ich der Logik, keine vorbestimmte Methode anzuwenden, was wiederum die Methode ist.

Damit ist zum Beispiel die reine Studiofotografie gemeint oder ein sich immer wiederholendes Set. Eine Herangehensweise, die durchaus verständlich ist und nebenbei, auch einfacher umzusetzen ist.

Künstlerische Haltung

“Die Kunst muß nichts. Die Kunst darf alles.” - ist ein Zitat von Prof. Dr. Ernst Otto Fischer. Der Meinung bin ich auch und in diesem Fall darf sie sich zurückhalten. Zu groß ist die Gefahr, dass man als Künstler sein Ego einfließen lässt. Auf der anderen Seite langweilen mich die Definitionen der Kunstfotografie, der Werbefotografie und der klassischen Portraitfotografie, etc. Sie sind miteinander verknüpft und jedes Metier wird umso reizvoller, je mehr Grenzen überschritten werden.

Keine inneren Filter, keine in mir gehegten Erwartungshaltungen sollten die Aussagen der Einsatzveteranen verfälschen: Nach den Interviews, nach der subjektiv emotionalen Faktenlage, wurden die Protagonisten dieses Buches portraitiert. Um die Bilder dem Projekt unterzuordnen und eine Verbindung zum Interview herzustellen, entstanden sie in der Situation, aus dem Gespräch heraus. Dazu gehörte ein Innehalten, ein größtmöglicher Übertrag des Moments der Begegnung mit dem Protagonisten. Die Bilder sollen Teile des Interviews auf der Gefühlsebene widerspiegeln.

Joseph Beuys sagte einmal: “Die Schönheit ist der Glanz des Wahren”. Diese Haltung versuche ich auch für dieses Projekt zu übernehmen, auch wenn es aus meiner Perspektive als Werbefotograf ein Wagnis ist. In der Werbung nimmt man eine gegenteilige Haltung ein. Shootings werden zum Teil Monate vorher geplant mit Sonnenstands-App, verschiedenen Requisiten und Bildbearbeitungsmöglichkeiten zur Auswahl. Doch wann darf man unkonventionelle Wege beschreiten, wenn nicht bei diesem Projekt?

Leseprobe

Angela Kekez

HAUPTFELDWEBEL D.R

Verwendung im Einsatz: Aufklärungsfeldwebel
Einsatzland/Jahr: Afghanistan 2005
Fallmanagerin seit 2018 für den Bund Deutscher Einsatzveteranen (BDV)

Was hat dich dazu bewogen Soldatin zu werden?

Diese Frage wird mir sehr oft gestellt. Nach meiner Ausbildung zur Verwaltungsfachangestellten bei der Stadt und der damit verbundenen Bürotätigkeit, stellte ich mir einfach die Frage: „Ist das jetzt alles und will ich das mein komplettes berufliches Leben machen?“ Mit der Bundeswehr bzw. mit Soldaten hatte ich im privaten Umfeld Kontakt. Ich informierte mich über die Möglichkeiten bei der BW und bewarb mich. Nach den Tests beim Karrierecenter und dem positiven Bescheid kündigte ich meinen Job bei der Stadt. Meine Kollegen und auch meine Eltern waren ziemlich überrascht und zeigten nicht das meiste Verständnis. Mein Vater war zunächst davon überzeugt, dass ich nach zwei Wochen das Handtuch werfe. Im Januar 2003 trat ich meine Grundausbildung in Goslar im Harz an. Das Wetter im Harz machte seinem Namen alle Ehre. Ich glaub, ich habe noch nie so gefroren wie in dieser Zeit. Aber aufgeben, insbesondere aufgrund der Aussage meines Vaters, war keine Option. Nach Abschluss der Grundausbildung waren meine Eltern allerdings megastolz auf ihre Tochter und ich auch auf mich.

Was hat dich zum Einsatz motiviert?

Von einer bestimmten Einsatzmotivation kann man gar nicht sprechen. Mit der Bewerbung bei der BW war mir klar, dass Auslandseinsätze zum Soldatenberuf dazugehören. Mit dieser Einstellung war ein Auslandseinsatz für mich normal. In meiner gesamten Ausbildung lag der Schwerpunkt auf dem Einsatz im Ausland. Als die Einplanung zum ISAF-Einsatz feststand, musste ich mich nicht extra motivieren.

Kamst du in eine gefährliche Situation?

„Gefährliche Situation“, das liegt oft im Auge des Betrachters. Jedoch kann ich mich noch genau an eine Situation erinnern, als wäre es gestern gewesen. Es war 01:26 in der Nacht als eine 107mm Rakete in unserem HQ in Kabul einschlug. Ich konnte das pfeifende Geräusch und den dumpfen Einschlag deutlich hören. Wenn dann der Unterkunftscontainer und das Bett vibrieren, dann weißt du, dass es ziemlich dicht war. Ab da an lief alles von „alleine“. Die Ausbildung und das Training „übernehmen“ das Verhalten. Spätestens hier erkennt man, wie wichtig solche erlernten Dinge, wie das Bauen eines „Alarmstuhls“ sind, damit man auch im Dunkeln unter Stress sein Zeug findet. Meine Stubenkameradin einer anderen Nation machte sich auf den Weg zum Schutzbunker. Ich rannte zu unserem Sammelpunkt in unserem Arbeitsbereich, jedoch immer mit dem Gedanken „Hoffentlich schlägt es nicht gerade da ein, wo du jetzt bist“. Wir hatten den Auftrag, bei Raketenbeschuss einen Beobachtungspunkt zu beziehen und von dort aus weiter zu beobachten und zu melden. Am Morgen darauf erfuhren wir, dass die Rakete zum Glück in einem Gebäude eingeschlagen ist, in dem sich zu der Zeit keiner aufgehalten hat und niemanden verletzt hat. „Soldatenglück“ nennt man das, glaube ich.

Konntest du das verarbeiten?

Ich hatte das Glück, mit einsatzerfahrenen Kameraden in Afghanistan gewesen zu sein. Die haben immer gesagt: „Es ist gut, über das Erlebte zu reden“ Wir haben uns dann zusammengesetzt und unsere Eindrücke ausgetauscht. Für mich war zunächst alles gut. Immerhin hatte ich viele „worst case Szenarien“ hundertfach durchdacht und das Wichtigste war, dass meinen Kameraden und mir nichts passiert war. Ein paar Tage später, liefen mir doch die Tränen übers Gesicht und es brachen alle Dämme. Die Anspannung hatte sich gelegt und auch die anderen Eindrücke galt es zu verarbeiten. Wir setzten uns noch einmal zusammen und sprachen über das Erlebte. Danach war zwar alles soweit wieder gut, aber dieses pfeifende Geräusch verursacht auch noch nach 13 Jahren ein mulmiges Gefühl.

Würdest du deinen Auftrag im Einsatz als sinnvoll ansehen?

Mein Auftrag machte absolut Sinn. Wir konnten mit unserer Tätigkeit aktiv zum Schutz der eigenen Truppe (national und international) beitragen. Das ist ein gutes Gefühl und macht auch ein wenig stolz.

Und wie siehst du den Afghanistaneinsatz grundsätzlich?

Nun, ich denke, es gibt hier kein Schwarz oder Weiß. Jeder Kamerad bzw. jede Kameradin, die in Afghanistan gefallen sind oder verwundet wurden, ist einer zu viel. Aber wo wären wir und auch Afghanistan, wenn wir nicht dort wären?

Engagierst du dich ehrenamtlich und wofür?

Ja, ich bin Fallmanagerin beim Bund Deutscher EinsatzVeteranen (BDV). Durch soziale Netzwerke bin ich 2017 das erste Mal auf den BDV aufmerksam geworden. Während meiner Zeit als aktive Soldatin hatte ich darüber leider nicht viel gehört. Anfang 2018 meldete ich mich auf den Aufruf des BDV, bei dem ehrenamtliche Mitarbeiter gesucht wurden, um ehemaligen Soldatinnen und Soldaten und deren Familien zu helfen. Ich denke, als Bundesbeamtin, als ehemalige Soldatin und als Ehefrau eines aktiven Soldaten kann ich mich mit meinen Erfahrungen gut in die Arbeit einbringen.

Gab es positive Ereignisse in dem Einsatz?

Oh ja, da gibt es tatsächlich etwas, was ich immer wieder mit viel Freude erzähle. Ich bin ein sehr großer Peter Maffay-Fan und als ich hörte, dass er 2005 seine Tour bei uns Soldatinnen und Soldaten in Kabul eröffnen würde, war ich total aus dem Häuschen. Kurz vor dem Konzert im Camp Warehouse erkrankte ich leider und lag dort im Feldlazarett. Ich war ziemlich enttäuscht und auch genervt im Lazarett unterwegs, als plötzlich der Militärpfarrer und Kameraden der Feldjäger reinkamen. Ich dachte zuerst: „Oh je, so schlimm steht es doch gar nicht um mich“ Auf einmal realisierte ich, dass Peter Maffay in deren Mitte stand. Er kam auf mich zu und meinte: „Bist du die Angie? Ich hab gehört, du liegst hier und kannst nicht auf mein Konzert kommen.“ Ich kann meine Gefühle überhaupt nicht in Worte fassen. Es war einfach unglaublich schön. Wir wechselten ein paar Sätze und ich bekam ein Autogramm und es wurde das obligatorische Foto gemacht. Später kamen die Kameraden meines Teams zu mir und ich wollte überschwänglich erzählen, was mir gerade passiert war. Da fingen sie an zu lachen und meinten: „Woher er das wohl wusste, dass du, einer der größten Fans, hier liegst.“ Meine Kameraden sind im Vorfeld zum Betreuungsfeldwebel des Kontingents gegangen und haben ihn dazu überredet, Peter Maffay zu stecken, dass sein größter Fan im Lazarett liegt und er dort unbedingt hin muss. Hat er ja dann auch gemacht. Die gelebte Kameradschaft, die ich im Auslandseinsatz erlebt habe, habe ich in der Heimat so leider nie wieder erlebt.

Gab es irgendwelche ungewöhnlichen Dinge, die du in oder von dem Einsatz mitgenommen hast?

Auch wenn es ein wenig abgedroschen klingt, nach meiner Heimkehr empfand ich alltägliche Dinge, wie saubere Toiletten oder reine Luft als Luxus.

Gibt es etwas, das du aus dem Einsatz vermisst?

Leider verliert man den ein oder anderen Kameraden aus den Augen. Unterschiedliche Verwendungen oder das Verlassen der BW sind der Grund. Ich vermisse die Kameraden und die Kameradschaft.

Begegnung

Als uns Angela Kekez in unserem Kölner Fotostudio besuchte, fiel uns ihre herzliche Ausstrahlung sofort auf. Wir bedanken uns auch bei ihr für das Gespräch.

Leseprobe

Daniel Kehring

STABSGEFREITER A.D.

Einheit: 3. Kp des FschJgBtl 313 ,
Verwendung im Einsatz: Scharfschütze und Scharfschützentruppführer
Einsatzland/Jahr: August 2010 bis März 2011

Was war deine Motivation zur Bundeswehr zu gehen?

Nach der Ausbildung zum Maurer wurde ich wegen der Wirtschaftskrise nicht übernommen und war ein halbes Jahr arbeitslos. Das war die schlimmste Zeit meines Lebens. Ich hatte schon eine eigene Wohnung, aber keine Kohle. Mein Vater meinte, dass ich mich bei der Wehrbereichsverwaltung melden sollte. Die Einberufung stand an, dieser konnte ich aber durch die Ausbildung entgehen und habe das alles einfach etwas später gemacht.

Wie bist du bei den Scharfschützen gelandet?

Zu meiner Zeit sollten alle in der Kompanie, die länger als eine Restdienstzeit von drei Jahren hatten, an einem einjährigen EGB-Auswahlverfahren in Pfullendorf teilnehmen. Wegen meiner damaligen Freundin wollte ich nicht ein Jahr weggehen. Ich habe überlegt, wie ich aus der Nummer rauskomme und habe mich deswegen bei den Scharfschützen beworben. Mit der Absicht Scharfschütze zu werden, bin ich nicht zur Bundeswehr gegangen. Eigentlich ist das aus der Not entstanden, aber diese Zeit möchte ich nicht missen. Die Scharfschützenausbildung hat mir so viel Spaß gemacht und ich war so gut, dass ich auch in den Einsatz wollte.

Inwieweit konntest du absehen, was dich im Einsatz erwartet?

Auf viele Lehrgänge wurde ich geschickt. 2009 war ich bei 8 oder 9 Lehrgängen und kaum Zuhause. Dort wurde theoretisch vermittelt, wie es im Einsatz ist: Wenn ihr darauf schießt, kann dies und jenes passieren. Es war sehr komisch, sich das vorzustellen. Man kann so etwas nicht trainieren. Es zeigte sich, dass der Drill aus der Vorbereitung gut in den Gefechten funktionierte. Man konnte einfach abspielen, was einem eingeprügelt wurde. Unser erstes Gefecht ist das beste Beispiel dafür: Ein Kamerad lag heulend im Graben, als die erste Kugel flog. Der war mit der Situation total überfordert, was auch komplett verständlich ist. Es gab auch gestandene Kerle, die sonst immer gelobt wurden und auf einmal nichts mehr konnten. Mein Trupp-Partner und ich dagegen haben einfach nur als Soldaten funktioniert: Nicht lang geschnackt - einfach nur Zielansprachen durchgegeben und durch Funk gemeldet.

Hast du deinen Einsatz als sinnvoll angesehen?

Wenn man sich mit dem Thema "Afghanistan" ein bisschen beschäftigt, weiß man, wer schon alles versucht hat da Ruhe reinzubringen. Mir war deswegen eigentlich auch klar, dass wenn ich zurückkehre, das Land nicht sicher sein wird. Uns war klar, dass wir das Land nicht retten können. Aber wenn man den Einsatz in Frage stellt, hat man sich vorher nicht genügend Gedanken über seinen Job gemacht. Man leistet ja einen Eid und kann dann auch davon ausgehen, dass man in den Einsatz muss. Wenn ich das nicht tue, darf ich diesen Eid nicht leisten.

Der Brigadegeneral Stahl verglich Afghanistan mit einem Patient. Diesen ließe man auch nicht alleine, wobei man allerdings auf die Selbstheilungskräfte hofft. Siehst du das auch so?

Ja, wir haben zum Beispiel versucht, Schulen und Brunnen usw. zu bauen, damit die Leute darauf hin die Taliban aus Ihrem Dorf fern halten. Das hat aber leider nicht geklappt. Man bekommt in das Land leider keine Ruhe, was schade ist, weil es ein echt schönes Land sein könnte.

Wie war das Verhältnis der deutschen Soldaten zur Zivilbevölkerung?

Die erste Zeit in Afghanistan habe ich keinem Afghanen vertraut. Hier in Deutschland wird einem gesagt, dass in Afghanistan jeder der Feind sein kann. Mit der Einstellung bin in den Einsatz gegangen.
Bis ich mir mein eigenes Bild gemacht habe. In manchen Dörfern waren wir wirklich herzlich willkommen, wurden zum Tee eingeladen und man haben gemerkt, dass das nicht gespielt

war. In einigen Dörfern war es aber auch anders. Wir wurden doof angeguckt und sogar Kinder haben versucht uns mit ihrer Gestik (des Bombenzünden) einzuschüchtern. Aber unterm Strich wurde ich, je länger ich da war, immer entspannter.

Wie unterscheiden sich die Arbeitsweise der amerikanischen und deutschen Soldaten?

Wir haben in der Nacht eine Brücke überwacht und gesehen, dass Einer eine IED (Sprengfalle) verbuddelte. Wir haben dann weiter beobachtet und nicht geschossen. Die Amerikaner hätten wahrscheinlich durch ihre erweiterten Befugnisse, einfach geschossen. Die EOD-Kräfte haben einen Tag später die IED ausgebuddelt und unschädlich gemacht.

Hältst du es für die richtige Entscheidung, dass man in dieser Situation nicht geschossen hat?

Ich finde man hätte anders in der Situation handeln sollen, auch wenn sich das jetzt vielleicht krass anhört. Man hätte ein Zeichen gesetzt, um vielleicht zu verhindern, dass Bundeswehrkonvois in die Luft gesprengt werden. Damit die sehen, dass wir sie beobachten und ein bisschen Ruhe einkehrt.
Für die Einstellung gibt es noch eine Erklärung: Es gibt nichts schlimmeres als einen Kameraden zu verlieren. Du musst dann versuchen wieder schnell in die Normalität zu finden. Du kannst nicht zwei Wochen trauern. Man bekommt einen Nachmittag frei, aber am nächsten Tag geht es weiter.
Weil man das nicht will, fühlt man sich eher in diesen Krieg reinversetzt. Irgendwann versteht man diese Haltung der deutschen Regierung nicht mehr wirklich, bloß nicht zu schießen. Das ist nicht wie Counterstrike, da ist jemand gestorben, der wahrscheinlich Frau und Kinder hatte, aber ich denk mir, lieber der, als ich oder einer von meiner Jungs. Man ist dann schnell in so einem Kriegsmodus. Man denkt nicht mehr darüber nach, dass man mit einer einzigen Fingerbewegung ein Leben auslöscht. Aber macht man es nicht, löschen die dein Leben aus.

Wie verarbeitet man diese Erfahrungen die man in den Gefechten macht?

Also am besten ist es mit Kameraden zu quatschen, die das gleiche oder was ähnliches durchgemacht haben. Wir hatten auch einen tollen Militärpfarrer, der bei einem Bierchen mit uns

ganz kumpelhaft über unsere Erlebnisse geredet hat.
In Deutschland kann man eine Kur machen, die ich auch in Anspruch genommen habe. Das war so ein Wellness-Ding wo ein paar Gruppengespräche geführt wurden. Letztendlich wurde viel mehr Wert auf den körperlichen Aspekt gelegt.
Bis jetzt hat mich das Ganze nicht verändert, zum Glück. Vielleicht ist es auch ein bisschen unglücklich, dass mich das so kalt lässt, aber lieber so, als wenn ich jetzt so ein in-mich-gekehrter wäre.

Hat sich dein Blick auf Krieg und wie dieser in z.B. Filmen dargestellt wird verändert?

Ja, es ist eigentlich oft kompletter Bullshit, wie es da dargestellt wird. Es ist wirklich ganz ganz anders in der Realität. Im Film schwätzen die im Gefecht oder es wird mit viel Witz dargestellt. Das hat nichts mit der Realität zu tun. Man wird nicht in diese Angst versetzt, die man da spürt. Jeder ist in seinem Tunnel, alle sind komplett ernst und es wird außer militärischen Befehlen nicht gequatscht. Auch Computerspiele haben nichts mit der Realität zu tun.

Welches Verhältnis hat man innerhalb der Truppe zur Politik bzw. zu den Entscheidungen des Verteidigungsministers?

Ich habe mich nie sehr für Politik interessiert, aber als Gutenberg von “Krieg bzw. von kriegsähnlichen Zuständen” gesprochen hat, haben wir in der Truppe stark darüber diskutiert. Wir haben im Einsatz in Afghanistan schon immer von “Krieg” geredet und endlich hat das mal jemand ausgesprochen. Aber die meisten waren relativ stumpfe Typen, mit denen man nicht über Politik reden konnte. Wir können ja eh nichts daran ändern.

Wie hat sich dein Denken durch den Einsatz verändert?

Man lernt sein Leben zu schätzen. Das ist echt eine andere Welt. Mich würden keine 10 Pferde dazu kriegen, dort meine Wurzeln zu schlagen. Egal wie viel Leid wir hier erfahren, wir meckern hier auf sehr hohem Niveau. Ich habe gemerkt, dass wir hier für ein tolles Leben haben.

Afghanistan wird als sicheres Herkunftsland eingestuft, wie würdest du das bewerten?

Alles was wir freigekämpft haben, was ca. 4 Monate später schon wieder in Taliban-hand. Es war eigentlich umsonst, was wir gemacht haben. Ich kann hundertprozentig verstehen, dass die Leute von dort flüchten.

Hast du einen Rat, wie man die Bundeswehr in den sozialen Medien authentischer darstellen kann?

Man könnte viel mehr Leute für die BW gewinnen, wenn die Leute wüssten, was es für Möglichkeiten bei der Bundeswehr gibt. Es ist ja nicht nur das “Krieg spielen”. Viele wissen gar nicht, dass man dort eine Ausbildung, ein Studium oder verschiedene Führerscheine absolvieren kann. Eigentlich ist es ein echt attraktiver Job.

Begegnung

Wir besuchten Daniel Kehring bei ihm zu Hause und bedanken uns für das entspannte und direkte Gespräch.
Daniel Kehring ist unter anderem Gastautor für die Initiative Veteranenkultur.de.

Leseprobe

Jan Wollny

OBERFELDARZT, OBERSTLEUTNANT

Beweglicher Arzttrupp
Einsatzland/Jahr: Afghanistan 2010, 2011, 2012, 2016 , Sophia 2017

Dieses Projekt stellt ausschließlich Einsatzveteranen vor. Was sagt dir bei dem Projekt zu?

Auf der Burg Ludwigstein gab es die Diskussion, ob das Fahnenheiligtum hier geräumt wird. Die Befürworter argumentieren damit, dass alle Veteranen mittlerweile tot seien. Dem habe ich entgegengebracht, dass es noch ganz viele lebende Veteranen gibt. Diese stammen aber aus Kriegen nach dem 1. und 2. Weltkrieg. In dieser Diskussion ist mir erst bewusst geworden, dass ich auch zu dieser Zielgruppe gehöre.

Haben dich die Einsätze verändert?

Ja, gerade die Einsätze, bei denen das Risiko höher war. Danach war ich wacher und "mehr am Leben". In der Zeit habe ich viel über die Dinge nachgedacht und setze diese jetzt in andere Relationen. Situationen, die mich früher verrückt gemacht hätten, seh ich jetzt viel entspannter. "Jeder bezahlt für seine Entscheidung selbst."
Politisch bin ich auch kritischer geworden, besonders was Friedenseinsätze angeht. Wir dürfen nicht blind in diese reingehen, sondern müssen bereit sein, den Preis für unsere Entscheidungen zu zahlen. Die Regierung muss wissen, dass sie Leben aufs Spiel setzt, wenn sie diese in Krisengebiete schickt. Das sollte man nur, wenn es ein klar definiertes Ziel gibt, das auch erreichbar ist.

Hat die Bundeswehr dazugelernt, was PTBS (Posttraumatische Belastungsstörung) angeht?

Es gibt Untersuchungen zu den ersten Auslandseinsätzen im Kosovo, die besagen, dass die Trennungsrate der Beteiligten danach zwischen 80 und 90% lag. Der Einsatz war also nahezu gleichbedeutend mit dem Ende der Beziehung. Wir haben daraus gelernt, dass wenn wir jemanden in den Krieg schicken, Kämpfe auf vielen Ebenen führen. Es geht darum, dass die Soldaten körperlich und geistig unversehrt bleiben. Wir sind als Staat dafür verantwortlich, unseren Bürger in Uniform heil aus dem Einsatz zu bringen und ihn im Einsatz so stabil zu halten, dass er keine PTBS davonträgt.

Was fällt dir zum Stichwort "Veteranenkultur" ein?

Ich glaube, dass die Veteranen unter sich eine Veteranenkultur aufgebaut haben. Und ich selbst achte als Einsatzveteran viel mehr darauf, wie Leute in den Einsatz gehen und wie sie zurückkommen. Wenn man Leute trifft, mit denen man im Einsatz war, ist man plötzlich wieder im Einsatz. Eines muss man aber auch sehen: Jeder bezahlt selbst für seine Entscheidung. Es ist noch nie ein Bundeswehrsoldat in Handschellen in den Einsatz gebracht worden. Wenn man nicht in den Einsatz will, muss man das auch nicht.
Auch aus dem 2. Weltkrieg haben wir unsere Lehren gezogen: Jeder muss für sich entscheiden, ob ein Befehl rechtmäßig ist und sich nach dieser Entscheidung noch im Spiegel angucken kann. Ich selbst kann kein Leben riskieren, weil ich zu feige war, zu widersprechen und zu sagen, dies ist nicht meine Welt, das mache ich nicht.
Genauso ist es meine Aufgabe, Leute anzusprechen, bei denen ich merke, dass sie sich im Einsatz nicht wohlfühlen und ihnen anbieten, sie nach Hause zu schicken. Viele nehmen das Angebot an, was für alle Beteiligten sicherer ist. Jemand, der sich nicht wohlfühlt, ist gefährdeter. Ihm passiert eher was und wenn ihm etwas Schlechtes widerfährt, fällt er viel tiefer.

Was hat dich im Einsatz besonders beschäftigt?

Man muss sehr viele Entscheidungen treffen. Zum Beispiel, ob jemand mit dem Stress nicht umgehen kann. Da kann ich die Soldaten manchmal nicht selbst fragen, sondern musste jemanden mit niedrigerem Rang, meinen Fahrer zum Beispiel, vorschicken, um da vorzufühlen, weil er die Kameraden auf Augenhöhe ansprechen kann. Es gab auch die Situation, dass ich um zwei Wochen verlängern wollte, was

aber nicht genehmigt wurde. Als ich das am Telefon erfahren habe, heulte ich wie ein Schlosshund. Im Einsatz wird man zu einer Familie und kann sich nur schwer losreißen.

Wie siehst du den Umgang mit Veteranen in Deutschland?

In anderen Ländern sind die Veteranen keine Exoten und haben einen anderen Stand in der Gesellschaft. In Deutschland ist der Begriff des Kriegsveteran noch ganz anders belegt. Hier muss der Umgang damit erst erlernt werden. Allerdings hat sich aber schon sehr viel geändert in den letzten Jahren. Das Thema ist in der Bevölkerung schon etwas mehr angekommen.

Was hat sich innerhalb der Bundeswehr geändert?

Ich war zum Beispiel 2010 im Afghanistaneinsatz: Da gab es in der Armee Diskussionen darüber, dass Sanitätssoldaten keine Waffe bekommen sollten. Es gab riesige Streitereien, weil die Sanitätssoldaten auch verteidigen wollten. Sie wollten ihr eigenes Leben schützen, wenn sie beschossen werden.

Als beweglicher Arzttrupp warst du innerhalb der Infanterie eingesetzt. Gab es da Probleme?

Die Hierarchie innerhalb des Sanitätskommandos ist auch eine andere als innerhalb der Infanterie. Bei den Sanitätern arbeitet man eher im Team und nicht so hierarchisch und da duzt zum Beispiel auch der Fahrer den Offizier. Das ist für die Infanteristen ungewohnt und man muss darauf achten, dass sie es nicht falsch verstehen und als Respektlosigkeit wahrnehmen.
Ein Sanitätsoffizier ist nicht Arzt und dann irgendwann Offizier sondern Offizier und Arzt. Es zählt erstmal die Mission und die wird im Auge behalten. So hat das die Infanterie in Afghanistan in den ersten Jahren auch gehandhabt, aber die Sanitäter nicht. So kommt man sich aber in die Quere und gefährdet sich gegenseitig. Viele Ärzte habe die Armee daraufhin verlassen, weil sie es nicht mit ihrem Gewissen vereinbaren konnten. Was auch gut ist, wenn ich merke, der Bereich, in dem ich arbeite, entwickelt sich in eine Richtung, die ich nicht vertreten kann, dann muss ich den Bereich verlassen. Wie gesagt, jeder bezahlt für seine Entscheidung selbst.

Sinn des Einsatzes?

In den Einsätzen war das Ziel für mich, dass ich mich und mein Team und meine Infanteristen körperlich und im Kopf unversehrt nach Hause bringe. Wenn ich das geschafft habe, dann habe ich mein Ziel erreicht. Im Großen und Ganzen finde ich, dass wir in den Afghanistaneinsätzen viel Gutes getan haben. Wir haben die Lebenserwartung der Afghanen um etwa 10 Jahre gesteigert, das ist ja schon ein Erfolg. Ich frage mich nur, ob wir das nicht zu früh abgebrochen haben und damit vieles, was wir erreicht haben, wieder verschenkt haben.

Begegnung

Die Begegnung fand auf der Jugendburg Ludwigstein statt. Sie gilt noch heute als das geistige Zentrum der Jugendbewegung. Sie steht als Ehrenmal für die gefallenen Wandervögel im ersten und zweiten Weltkrieg. In der Steinkammer, einem Gedenkraum für die Opfer von Krieg und Gewalt, steht ein Text von dem Dichter Christan Morgenstern: Die Gefallenen sind es, auf denen das Leben steht.

Jane Otto

HAUPTFELDWEBEL

2. Panzergrenadierlehrbatallion 92 in Munster
Kosovo, ISAF AFG 2007-2008, ISAF AFG 2010-2011 Kunduz

Was hat dich dazu bewegt in den Einsatz zu gehen?

Für mich gehört das zum Soldatenberuf dazu. Wäre ich noch aktiv dabei, würde ich regelmäßig in den Einsatz gehen wollen. Wir können nicht die Augen davor verschließen, was in anderen Ländern passiert. Es muss Menschen geben, die sagen „Wir lassen dieses Land und seine Bevölkerung nicht allein“ . Diese Menschen gibt es, Gott sei Dank, wie man bei der Bundeswehr und anderen Organisationen sieht.

Wie kommt es, dass du dich mit PTBS auseinandergesetzt hast?

Zwei sehr gute Kameraden von mir sind an PTBS erkrankt. Daher habe ich mich damit beschäftigt und fand es von Anfang an sehr wichtig darauf zu achten und herauszufinden, wie man dagegen angehen kann. So hart ich auch gegenüber meinen Jungs sein konnte, hatte ich als Gruppenführer auch den Zusatz „Mutti“. Ich hatte u.a. den Moderator Lehrgang besucht, mit dem Ziel, noch besser für meine Soldaten im Einsatz eine Antenne entwickeln zu können. Diesen Anspruch hatte ich an mich selbst. Ich wollte diesen Lehrgang machen, um noch besser auf sie aufzupassen. Auf diesem Lehrgang lernt man die Signale richtig zu lesen und die richtigen Fragen zu stellen.
Ich wollte einfach in der Lage sein zu erkennen, wenn sie getriggert werden und dann auf sie zugehen, anstatt es zu ignorieren und sie mit ihren Erlebnissen und Problemen allein zu lassen. Ich selbst bezeichne PTBS als eine „schlafende Krankheit“. Man sollte sie möglichst früh erkennen bevor sie „erwacht“, um vielleicht vor Ort noch darauf einwirken zu können, den Betroffenen aus einer belastenden Umgebung herauszunehmen. Es ist traurig, wenn man erst ein halbes bis ein Jahr später in Deutschland erfährt, dass einer deiner Soldaten an PTBS erkrankt ist.

Was konntest du aus den Einsätzen für dich mitnehmen?

Im Kosovo z.B. gehörte ich zu einem Team, das mit anderen Nationen die Ausbildung der Kosovo Security Force (Streitkräfte der Republik Kosovo) zum Auftrag hatte. Das gemeinsame Ziel war es, mit Hilfe der Aufstellung der KSF dazu beizutragen, dass das Land irgendwann selbstständig wird oder eigenständig handeln kann und nicht wieder in einen Bürgerkrieg zurückfällt. Das war für mich eine ehrenvolle Aufgabe und diese Erfahrung möchte ich nicht missen.

Ist man dir als Frau im Einsatzland anders gegenübergetreten?

Ich habe es im Afghanistan Einsatz nicht gezielt versucht mit männlichen Bürgern zu sprechen, auch nicht mit dem Sprachmittler zusammen. Ich respektiere die Kultur und die Bevölkerung. Ich kann sie nur so nehmen wie sie ist und nicht auf einen Schlag alles ändern. Hätte ich es erzwungen, wäre es vermutlich als Provokation aufgefasst worden. Als Frau hast du das Recht dort einfach nicht. Andererseits habe ich auch die Erfahrung gemacht, dass es gut und wichtig ist, dass Frauen mit im Einsatz sind. Mein Zugführer hatte mich zu einem Gespräch als Nahsicherer mitgenommen. Weil ich als Frau mit anwesend war, konnten die Frauen des Gesprächspartners weiter ihren Tätigkeiten nachgehen und mussten sich nicht im Haus verstecken. Ich konnte mir so einen Einblick „hinter die Kulissen“ verschaffen und Frauen ohne Burka sehen.
Wir haben im Zuge der Zusammenarbeit mit der Polizei auch eine Witwe besucht, deren Ehemann bei der afghanischen Polizei war und bei einem Anschlag gestorben ist. Wir haben damit gezeigt, dass wir sie wertschätzen und es uns nicht egal ist. Als Frau konnte ich dieses Gespräch durchführen. Unser Sprachmittler hatte übersetzt und sich dabei hinter einem Mauervorsprung versteckt, damit kein Mann „anwesend“ ist. Sie hatte mich zu Tee eingeladen, mich herumgeführt und mir gezeigt, wie schwer es ist, die Kinder durch den Winter zu bringen, weil sie als Frau kein Geld verdient. Wir hatten Interesse gezeigt und ich hatte mich geehrt gefühlt, dieses Gespräch zu führen.
Der Sprachmittler war von meinem persönlichen Interesse und dem Respekt gegenüber der Zivilbevölkerung so beeindruckt, dass er mir zu einer Abschiedsfeier einen Ring geschenkt hatte.

Was hat dich im Einsatz emotional besonders berührt?

Bei meinem ersten Einsatz sind wir Patrouille gefahren und durch ein Dorf gekommen, in dem es ein paar Tage vorher eine Gasexplosion gegeben hatte. Das Dorf war durch Schnee

weitgehend von der Außenwelt abgeschnitten, daher hat uns der Dorfälteste gefragt, ob wir nach den Verletzten schauen könnten. Uns begleitete auch eine Ärztin.
Wir waren die beiden einzigen Frauen und konnten deshalb die einheimischen Frauen in dem Haus versorgen, was männlichen Soldaten nicht gewährt worden wäre. Als wir ankamen, roch es in dem Raum nach verbranntem und entzündetem Fleisch. Wir haben zu Beginn bei zwei schwer verbrannten Frauen Hilfe geleistet. Irgendwann habe ich dann leise Geräusche gehört, die einer Katze ähnelten. Ich bemerkte eine Bewegung unter einem Tuch, das auf dem Boden lag. Als ich das Tuch wegnahm, lag darunter ein stark verbranntes Kleinkind. Der Sprachmittler erfuhr dann von der Mutter, dass sie das Kind aufgegeben hatte, weil es nicht mehr trinken wollte. Es musste schon einige Tage ohne Nahrung dort gelegen haben. Auch die Ärztin, gerade selbst Mutter geworden, war durch den Anblick geschockt. Der Mundraum des Kindes war völlig verbrannt, woraus ich schließ, dass es die Flammen bei der Explosion eingeatmet haben musste. Ich habe versucht einen Zugang zu legen, weil das Kind völlig dehydriert war. Wir hatten aber nur Erwachsenen-Kanülen und mit denen ging das natürlich nicht. Das Kind wurde dann durch uns in ein städtisches Krankenhaus gebracht. Auf dem Weg dorthin musste es wiederbelebt werden. Die Mutter war völlig desinteressiert und war gar nicht erst mitgekommen. Sie hatte schon so viele andere Kinder. Das ist dort einfach eine andere Mentalität. Das Problem war auch, dass die einheimischen Ärzte im Krankenhaus ohne die Mutter nicht viel machten. Ich wollte es in diesem Moment nicht wahrhaben, dass das Kind nicht mehr zu retten war. Ergriffen hatte mich, wie wichtig dieses einzelne Menschenleben für mich wurde. Man hat sich so sehr gewünscht, dass man hätte helfen können. Solche Situation prägen einen und lassen einen schneller reifen.

Dieses Bild und die Gerüche bleiben mir in Erinnerung und werden mich mein Leben lang begleiten. Die Erfahrung war ein Grund, dass ich der Bevölkerung gegenüber im zweiten Einsatz ruhiger gegenüber war. Man ist geschockt aber kann nur das tun, was dort möglich ist. Mehr geht nunmal nicht.

Begegnung

Das Interview fand bei Jane zu Hause bei Lübeck statt. Wir bedanken uns für den Kuchen und natürlich für das Gespräch.

Dr. Jens Oswald

OBERSTLEUTNANT DER RESERVE

Verwendung im Einsatz: Medical Evacuation (MedEvac), Sanitätskompanie beweglicher Einsatz Kunduz (SanKp bwgL EinsKdz), PRT Feyzabad, Masar-e Scharif Ausbildungs- und Schutzbataillon Kunduz (MES ASB)
Einsatzland: Afghanistan

Was hat Sie bewogen, Soldat zu werden?

Ich bin ja Psychotherapeut. Von daher habe ich mich gefragt, warum ich damals so bescheuert war, zur Armee zu gehen. Man sagt gern mal "Zur Bundeswehr gehen nur die Gestörten". Als Gesunder tue ich mir sowas gar nicht an. Das stimmt nicht ganz. Ich bin als Grundwehrdienstleistender zur Bundeswehr gekommen und ich fand es gut, für die Bundeswehr ein Jahr zu dienen.
Das hat mit meiner familiären Situation zu tun. Ich bin Wendekind aus dem Osten. Meine Mutter ist über Ungarn abgehauen in den Westen und ich war der Bundesrepublik Deutschland sehr dankbar. Ich fand es eine gute Idee, etwas zurückzugeben. Da ich Scheidungskind bin und bei meiner Mutter gelebt habe, hatte ich einen Mangel an Vater und die Bundeswehr ist ja ein partiarisch strukturiertes System, wo man ein Stück weit Anlehnung finden kann.

Ich wollte immer Medizin studieren, aber die Bedingungen um 1995 waren dafür sehr schlecht. Sehr viel Arbeit, aber ein geringer Verdienst und die Vereinbarkeit von Familie und Beruf war auch sehr schlecht. Dann bekam ich die Gelegenheit, bei der Bundeswehr Medizin zu studieren. Ich wollte schon immer eine Familie und habe vier Kinder. Das ließ sich bei der Bundeswehr vereinbaren und war sehr komfortabel. Ich studierte sogar an einer normalen Uni in meiner Heimatstadt und das mit 2.000,- DM Gehalt von der Bundeswehr.

Was hat Sie bewogen in den Einsatz zu gehen?

Ich war schon immer neugierig und gerne bei den Jungs dabei. Da die Bundeswehr im Ausland war, dachte ich, ich muss auch mal ins Ausland, um mitreden zu können. Damit ich die gleichen Erfahrungen habe, wie die, die ich behandel. Wenn man nicht im Ausland war, gehört man für mich einfach nicht zur Bundeswehr.

Wofür sind Sie im Einsatz aufgestanden?

Ich fand es spannender und sinnvoller draußen und nicht im Lager zu sein. Wann immer die Jungs rausgefahren sind, hatte ich das Bedürfnis mitzufahren. Um bei ihnen zu sein, wenn was passiert, um sie zu versorgen. So auch bei dem Anschlag eines Taliban, der in Uniform der ANA drei Soldaten erschoss und sechs zum Teil schwer verletzte. Eine halbe Stunde davor joggte (Dienstsport) ich noch an dem Ort vorbei.

Was halten Sie von dem Begriff "Kriegsveteran"?

Wenn man unter Krieg "Kampf" versteht, nicht viel. Die wenigsten waren ja in Kampfhandlungen verwickelt. "Einsatzveteran", dagegen finde ich sehr glaubwürdig.

Sind Sie ehrenamtlich tätig?

Ich bin leitender Notarzt der Stadt Leipzig, was ein Ehrenamt ist.

Rainer Maria Rilke sagte: "Wer spricht von Siegen? Überstehn ist alles!"

Zu überstehen hatte ich im Einsatz wenig. Richtig gearbeitet habe ich in der ganzen Zeit nur an dem Tag, als es den Anschlag gab. Militärischen Druck gab es nicht und keine Kampfhandlungen. Da hatte meine Frau zu Hause mit den Kindern mehr Einsatz.

Was gefiel Ihnen während des Einsatzes besonders?

Wir haben ein Rezitativ aus der Matthäus Passion beim letzten Gottesdienst aufgeführt. Das war wie eine Sternstunde. Man konnte sich neben dem, was im Lager passiert ist, eine eigene Wirklichkeit schaffen. Auch die Kameradschaft mit einem anderen Arzt. Wir haben uns so gut angefreundet, dass wir den zweiten Einsatz zusammen buchten. Notärzte kennen eigentlich weder Truppe noch Einheit. Der Kollege hat mich am Flughafen abgeholt und wir haben die Stube geteilt. Das war wie ein sicherer Ort. Wir haben in den zwei Monaten so

viel gesprochen, wie meine Frau und ich in 20 Jahren.
Auch Karneval wurde im Lager gefeiert. Alle aus der Gegend Köln/Bonn hatten Kostüme und Kamelle dabei. Das wurde dankbar angenommen, ein Ausnahmezustand der das triste Lagerleben aufgemischt hat. Sie haben sogar ein Piratenschiff mit Masten aus BV 206 (schwimmfähiges Mehrzweckfahrzeug) gebaut.

War der Einsatz in Ihren Augen sinnvoll?

Für mich als Truppenarzt war es auf jeden Fall sinnvoll, weil ich meiner Tätigkeit als Arzt nachgekommen bin. Aber die Frage, ob der Einsatz der Bundeswehr in Afghanistan sinnvoll war, hat mich zunehmend belastet. Ich finde es ist auch eine enorme Belastung für die Angehörigen der Gefallenen. Das kann ich nur mit einem dicken "Nein" beantworten. Es ist nicht sinnvoll, dass wir in Afghanistan sind, weil die, die da etwas zu sagen haben, uns gar nicht da haben wollen. Deswegen haben wir da nichts zu suchen.
Die Entwicklung des Landes ist unabhängig von der Truppe, die gerade da ist. Einstein hat gesagt "Die Definition von Wahnsinn ist, immer wieder das Gleiche zu tun und andere Ergebnisse zu erwarten." und das ist das, was wir in Afghanistan machen und das Ergebnis ist immer schlecht. Wenn man was gegen die Entscheidungsträger in der Bevölkerung tut, kann man nicht helfen.

Und dann ist da immer noch die Frage, ob ein Tod sinnvoll ist.

Wie sah der psychologische Umgang der Bundeswehr mit Angehörigen von Opfern im Einsatz aus?

Die Bundeswehr ist damals sehr unprofessionell mit dem Tod der Soldaten umgegangen. Es gab einen Fall, den ich später betreut habe: Die Eltern des Soldaten durften weder die Leiche, noch Bilder sehen. Sie haben nur eine Urne bekommen. Für sie war das Kind aber nicht tot. Sie haben zwar die Info aufgenommen, aber konnten es nicht glauben. Der abschließende Beweis hat gefehlt und daher kamen sie bei der Verarbeitung ihrer Trauer nicht weiter. Die Trauerarbeit kann viel schneller gehen, wenn man denjenigen sieht. Der Wunsch, dass nichts passiert ist, ist so groß, dass man es vorher nicht glaubt. Sie blieben immer auf dem Stand, wie bei dem Anruf, als sie über den Tod informiert wurden.

Begegnung

Dr. Jens Oswald habe ich in seiner Gemeinschaftspraxis etwas außerhalb von Leipzig besucht. Er hat mir einen zweistündigen "Termin" während seiner Sprechzeiten gegeben. Im ersten Moment wusste ich nicht genau, welchen Sitzplatz ich einnehmen soll - den seiner Patienten oder seinen Platz. Vielen Dank für das offene Gespräch.

Leseprobe

Sebastian Nitsche

HAUPTFELDWEBEL A.D.

Zugführer Gebirgsjägerbataillon 233/Ausbildungskompanie
Einsatz im Kosovo, November 2001 - Mai 2002

Was waren deine Anfänge bei der Bundeswehr, wie hat sich dein Weg entwickelt?

Als ich 2000 zur Bundeswehr kam, habe ich dort meinen Traumberuf ausgeübt. Am Ende meiner 12 Jahre war ich Hauptfeldwebel, eingesetzt als Zugführer. 2001 bis 2002 im Einsatz im Kosovo, habe ich für mich entschieden, dass ich diesen Beruf länger machen möchte. Ich konnte mir sogar vorstellen, in das Verhältnis eines Berufssoldaten überzugehen. Nach meiner Versetzung von Schneeberg nach Mittenwald 2008 hatte ich einen Kompaniechef, der mich in meiner beruflichen Perspektive unterstützte, sodass ich mich gut auf meine Weiterbildung und das Ende meiner aktiven Dienstzeit konzentrieren konnte. An der Bundeswehrfachschule in Naumburg holte ich mein Abi nach, mit dem Schwerpunkt Soziales. Das Klischee der Sozialarbeiter haben wir gut bedient: Wir haben Hackysack in den Pausen gespielt und Zehenschuhen getragen (lacht). Trotz dieser Lockerheit war die Ernsthaftigkeit immer abrufbar. Danach studierte ich „Soziale Arbeit“ an der Hochschule Mittweida, wo ich meine Bachelorarbeit zum Thema “Militärische Sozialisation” und Einsatzverwundung schrieb. In der menschlichen Entwicklung, in der Phase des Überganges vom Jugend- in das Erwachsenenalter ist es normal, dass man von daheim und aus festen Strukturen ausbricht. Ich habe die Kaserne gewählt, eine Atmosphäre mit Regeln, Sicherheit und Struktur.

Was hat dich bewogen Soldat zu werden?

Das stand für mich schon immer fest. In meiner Kindheit wurde ich durch die militärische DDR-Erziehung bereits „vorgeprägt“. Im Hort gab es ferngesteuerte T-55 Kampfpanzer, Sturmsoldaten mit AK-47 und in den Kiosken die „Armeerundschau“. Außerdem erinnere ich mich gut, wie unsere Erzieherin über die Dresdner Bombennächte erzählt hat. Ich denke, das hat mich doch sehr geprägt. Dazu kamen dann natürlich die Abenteuerlust und das ich gutes Geld verdient habe.

War der Einsatz für dich sinnvoll?

Das ist eine schwierige Frage.
Vom damaligen Standpunkt aus gesehen, war es sinnvoll, weil wir dafür sorgten, dass die wenigen verbliebenen serbischen Orthodoxen von den Kosovoalbanern nicht mehr angegriffen wurden. Im normalen Alltag war der Konflikt nicht zu erkennen. Aber zwei, dreimal ist die Stimmung so gekippt, dass nur ein kleiner Funke zu einer Eskalation gegen eine Minderheit gereicht hätte. Für den Moment war es gut, dass wir da waren. Aber wenn man bedenkt, dass wir seit 19 Jahren im Kosovo präsent sind, dort immer noch unsere Truppen stationiert sind, kann ich den Auftrag nicht mehr richtig nachvollziehen. Daher halte ich den Einsatz im Nachhinein betrachtet nicht für sinnvoll. Der Kosovokonflikt zeigt die enge Verflechtung von wirtschaftlichen und politischen Ereignissen und seine Auswirkungen auf die Gesellschaft des Landes.

Was hast du aus dem Einsatz gelernt?

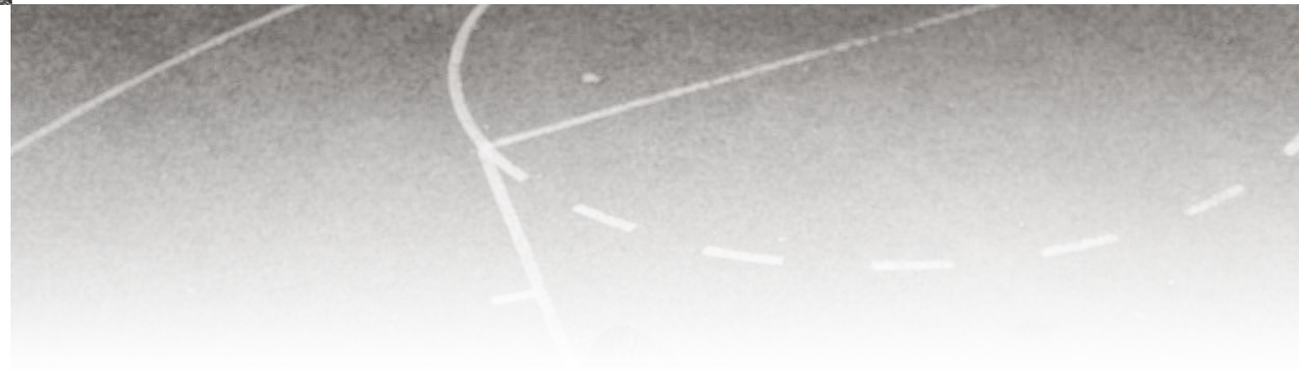
Dass wir uns in unserem Sozialstaat auf einem sehr hohen "Luxus-Mecker-Niveau" befinden. Es geht in anderen Regionen viel heftiger ab, wo z. B. auch die Kinder betroffen sind. Außerhalb der Stadt Prizren, in der wir eingesetzt waren, stehen die Lehmhütten wie im Mittelalter. Diese Menschen sind viel gastfreundlicher als wir, obwohl es ihnen vermeintlich so viel schlechter geht. Hier rennen alle aneinander vorbei und gehen ihrem Alltag nach. Im Einsatz sind Dinge passiert, die mich prägten, mich aber nicht belastet haben: Beispielsweise die Waffenamnestie, bei der ein Junge drei Handgranaten in einer Penny-Tüte abgegeben hat. Wir waren drei der sechs Monate im Hochland eingesetzt. Wir waren mit Fahrzeugen und Skiern auf Patrouillen, haben die Grenzen und Schmugglerwege kontrolliert. Tief in den Bergen des Balkans und mit der Distanz von heute lernt man viel über das Leben und was es eigentlich ausmacht.

Was motiviert dich zu deinem Ehrenamt anderen Ehemaligen zu helfen?

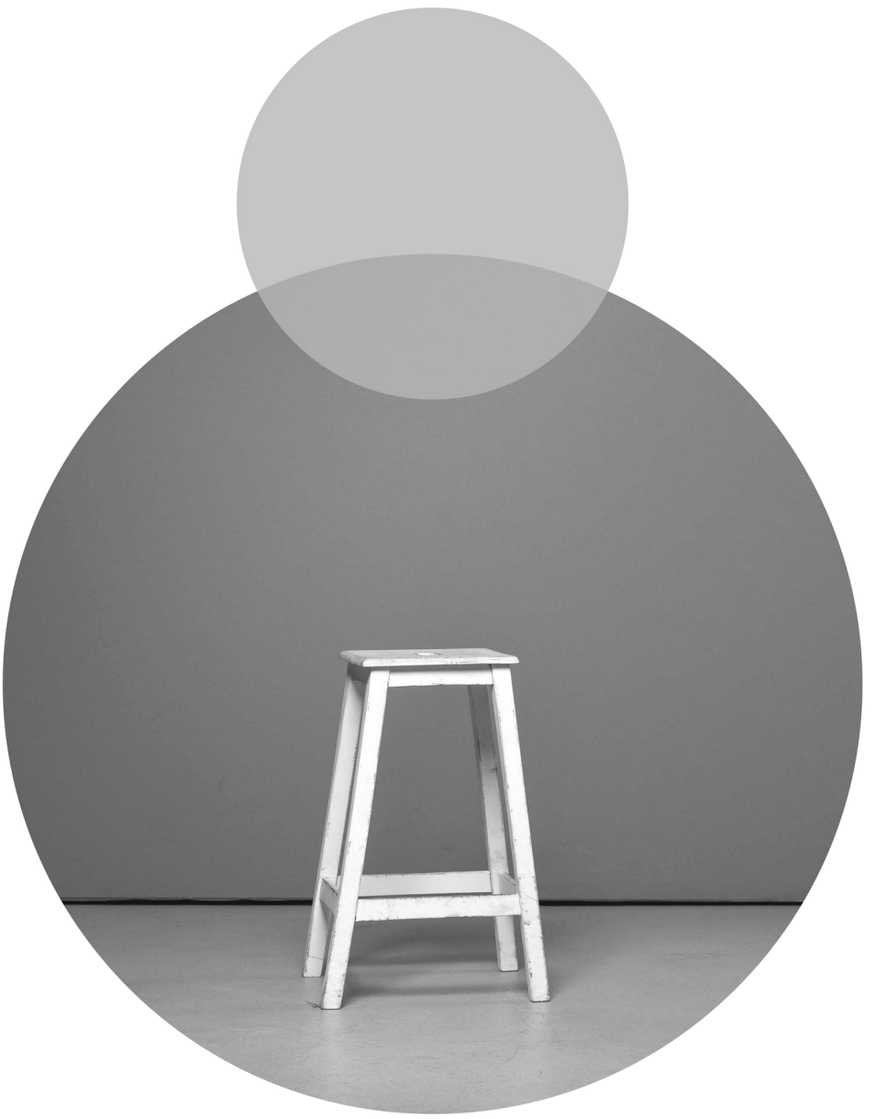
Ich habe meine 12 Jahre bei der Bundeswehr gut überstanden. Ich kann behaupten, dass ich viel aus dieser Zeit mitnehmen konnte und sie einen wesentlichen Anteil an meiner persönlichen Entwicklung bis hin zu meiner Rolle als Familienvater hat. Andere sind so stark belastet, dass sie Hilfe brauchen. Das ist meine Motivation dafür, mich als Fallmanager für den "Bund Deutscher Einsatzveteranen" ehrenamtlich einzusetzen. Zugute kommt mir dabei mein Studium. Wenn man die Bundeswehr verlässt, ist es vollkommen normal, dass man vergessen wird. Vielleicht geistern danach noch gute Geschichten über einen in der Luft. Leider wird dabei auch zu oft vergessen, dass es immer noch Menschen sind, die da durch das Kasernentor gehen. Wenn Soldaten aus dem Sicherheitsgefühl der Bundeswehr entlassen werden, ob erkrankt oder nicht, fehlt ihnen oft etwas. Sie erhoffen sich, dass sie es irgendwie erhalten können. Ein Beispiel dafür sind ehemalige Soldaten, die in Tarnkleidung rumlaufen oder bei denen das Militärische immer noch in jeder Lebenslage mitschwingt. Im Ehrenamt kann ich den Leuten das Gefühl der Zugehörigkeit geben.

Begegnung

Das Interview fand am Rande eines Fallmanager-Seminars des BDV im Café des Hotels in Berlin statt. Gegenüber unseres Tisches waren hinter einer großen Fensterscheibe, Stücke des Berliner "DDR-Museum" wie Fahnen und Wimpel, eine FDJ-Uniform und eben auch Spielzeug-Soldaten und Panzermodelle als Kinderspielzeug ausgestellt. Damit konnte besonders das Thema "Militärische Sozialisation" besonders plastisch und bildhaft verdeutlicht werden.



Leseprobe



BRACHT **FOTOGRAFIE**

BOOK NO _ 2

Alle Gewinne des Buches gehen an Veteranenkultur e. V. und für die Veteranenhilfe des Bund Deutscher EinsatzVeteranen e. V.

ISBN: 978-3-00-064266-1